

Beiträge: A. Bigelmair gibt eine reichlich breite und dabei ziemlich oberflächliche Darstellung des Katholizismus, deren Hauptwert im Nachweis der vielfachen Einwirkungen besteht, so deutsche Wesens-, Lebens-, Denk- und Rechtsform auf die Entwicklung des Christentums geübt hat; H. W. Beyer umgekehrt, der den Protestantismus behandelt, verzichtet allzusehr auf tatsächliche Mitteilungen, bemüht sich um geistesgeschichtliche Tiefe, verfällt aber wiederholt aus der angestrebten Wesensdeutung evangelischer Religion in deren apologetische Verherrlichung und aus dem Theologischen ins Kultur- und Philosophiegeschichtliche. Der gelungenste Aufsatz des Bandes ist der letzte, in dem A. Spamer aus reichster Kenntnis Geschichte, Stand und Aufgaben der Volkskunde behandelt, die er in Riehls neuerstandenen Sinne als „lebendige Wissenschaft vom lebenden, gegenwärtigen Menschen“ (S. 252) definiert und deren Zukunftsaussichten er angesichts der „anthropologischen“ Einstellung unserer Zeit sehr hoch bewertet; diesem Aufsatz ist auch ein ausgezeichnetes, übersichtlich angeordnetes Schriftenverzeichnis angehängt, während die bibliographischen Notizen der übrigen Beiträge entweder zu knapp, oder, wie bei Michels¹, viel zu weitläufig ausgefallen sind.

Störend wirkt gelegentlicher Widerspruch zwischen den einzelnen Mitarbeitern (so S. 95, bezw. 114 über das Alter der Markgenossenschaft) und eine Anzahl sachlicher Irrtümer (S. 157, 163 Vermengung von germanisch und deutsch; S. 254: Herders Werk erschien 1778/79 unter dem Titel „Volkslieder“, den erst Joh. v. Müller im 8. Bande der „Sämtlichen Werke“ zu „Stimmen der Völker in Liedern“ umänderte; S. 254 unten: „Des Knaben Wunderhorn“ erschien mit der Jahreszahl 1806 bereits im Herbst 1805).

Prag.

Jos. Körner.

Sachwörterbuch der Deutschkunde. Unter Förderung durch die Deutsche Akademie herausgegeben von W. Hofstaetter und Ulrich Peters. Bd. I, A—J. Leipzig u. Berlin, Teubner. VIII u. 604 S. gr.8. (Subskriptionspreis für das aus zwei Bänden bestehende Gesamtwerk je M. 27 für den Band, oder zwölf Monatsraten zu je 5 M.)

Es wird kaum jemand geben, der im Stande ist, das in seinem ersten Bande vorliegende grosse Werk in jeder Einzelheit kritisch zu würdigen. Aber jeder, der den Band in die Hand nimmt, empfängt einen starken Eindruck von der Eigenart und der Bedeutsamkeit des Werkes. Zunächst sieht es ja aus wie eine Art Konversationslexikon, das auf die Deutschkunde sich beschränkt. Aber es bietet etwas ganz anderes als dieses. Es geht ganz anders in die Breite und in die Tiefe, als jenes es tut und tun kann. Es kommt ihm nicht rein auf die Tatsachen an; es zeichnet die Entwicklung der Dinge, ihre Tragweite, ihre Bedeutung; man kann zusammenfassend sagen: ihren Geist. Das Werk ist die Programmschrift einer neuen Zeit, vielfach auch eines neuen Geschlechts, das hier nach neuen Anschauungen ringt. Das Ideal, von dem das Werk getragen wird, ist die Synthese. Es ist nicht mehr allein das deutsche Wort und der deutsche Brauch, die im Blickfeld der Betrachtung

¹ Dort vermisst man A. Dopsch, Die Wirtschaftsentwicklung der Karolingerzeit, (Wien 1912/13 II, in 2. Auflage unter dem Titel: „Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Grossen. Wien 1923/24.) und findet auf ein und derselben Seite (150) Sombarts „Deutsche Volkswirtschaft“ zweimal angeführt.

stehen. Da wird die Antike in 20 Seiten, Frankreich auf 12 Seiten behandelt; da wird Kunstgeschichte und Musik einbezogen, da erscheinen Stichwörter wie *Arbeit, Finanzwissenschaft, Geld- und Bankwesen, Gesamtunterricht, Grundschule, Katholische Frömmigkeit*; selbst Eiszeit, Erdbeben und Gezeiten fehlen nicht. Mancher hat in der Allgewalt der Synthese gewisse Gefahren gesehen, ein Uebernehmen der Oberflächlichkeit, die Verflachung gefürchtet; mancher hat zu dem Einbeziehen der Musik selbst in den obligatorischen Schulunterricht den Kopf geschüttelt; denn es gibt doch immer noch recht viele, denen das *Buschsche* Wort zugeeignet ist: Musik wird oft nicht schön empfunden, weil meist sie mit Geräusch verbunden. Aber gerade das vorliegende Werk ist geeignet, solchen Gefahren zu begegnen: nun braucht nicht mehr der einzelne für sich selbst mühsam auch Fachmann auf dem Gebiet der Baukunst oder der Freikirchen und Sekten zu werden; hier findet er alles von Männern fein zubereitet, denen das betreffende Fach wirklich im Mittelpunkt ihrer Arbeit steht.

Es ist eine grosse Reihe von hervorragenden Fachgelehrten, die sich zu dem Werke zusammengefunden hat. Und es ist eine Freude, so tiefgründige, so eindringlich klare Artikel zu mustern, wie, um nur wenig hervorzuhellen, die von Günther Müller über Barock, von Drach über Betonung, von Sperber über Bedeutungslehre, von Neckel und Wahle über Germanen, von Linden über Goethe, von Karstien über Ablaut, Akzent, Auslaut.

Es ist nur natürlich, dass unter einer solchen Fülle von Mitarbeitern sich auch mancher befindet, der nicht auf der Höhe der Forschung steht. Die Behauptung (unter Adel), dass der Hochadel aus den freien Rittern, der niedere Adel aus den Unfreien, den Ministerialen hervorgegangen sei, gehört in das Gebiet des schlechterdings Unerlaubten. Seltsam ist (unter Epos) die Aussage, dass die Form des altdeutschen Epos das vierhebige Reimpaar sei, „seit Otfrid der deutschen Sprache geläufig“. Aus der „sangbareren Strophik“ „entwickelte dann der höfische Barock eine kunstvolle pathetische Strophe (Titelstrophe)“. Ist nach Halbachs Meinung Wolfram, der Schöpfer der Titelstrophe, wirklich identisch mit „der höfische Barock“? Uebrigens werden wenige Zeilen nachher Gottfried und Wolfram als Vertreter der Klassik bezeichnet. Eine üble Entgleisung ist es, wenn von den Fahrenden behauptet wird, in ihren Händen liege „Abfassung und Vortrag des höfischen Epos“.

Ein merkwürdiger Widerspruch ist es, wenn Hünnerkopf behauptet: „Gesichte sind übernatürliche Erscheinungen, die einer krankhaften Täuschung des Gesichtssinnes entspringen.“ Entweder sind sie übernatürliche Erscheinungen, oder sie entspringen einer Täuschung des Gesichtssinnes; beides zugleich ist nicht möglich. Der Artikel *Heimat* klingt stark trivial; vom gleichen Verfasser rührt her unter *Gletscher* der Satz: „Gegenüber den aufstrebenden Gipfeln bringen sie (die Gletscher) die Waagrechte in wirksamer Gegensätzlichkeit zur Geltung, wie die Landschaftsmalerei es uns so eindringlich vor Augen stellt.“

Dass Löwenthal unter *Bibeldichtung* die Anschauungen Kauffmanns und Streitbergs mit Haut und Haaren verschluckt, ohne auch nur etwas ahnen zu lassen von dem gewichtigen Einspruch Jülicheis, ist nicht zu billigen.

Dass das neue Geschlecht vielfach auch nach neuen Formen des Ausdrucks ringt, kann man mehrfach mit

Anteil verfolgen. Die „staatswichtige Mechanik“ und „der rechtwinkligquadernde Klassizismus“ des spätern Zesen (beides im Artikel über Barock) verlangen immerhin ein gewisses Entgegenkommen des Lesers, und mit dem Geusenhumor Beethovens ist auch nichts Rechtes anzufangen. Nicht gerade das Neueste vom Neuen ist es, wenn Ausdrücke der Kunstgeschichte auf die Literatur übertragen werden, wenn von frühmhd. gotischem Epos, von spätgotischem Epos des 15. Jahrh., vom späthöfischen Barock geredet wird.

Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich; das System der Verweise wohlüberlegt und zweckmässig. Wir wünschen ihm einen vollen Erfolg.

Giessen.

O. Behaghel.

Deutscher Kulturatlas, herausgegeben von **Gerhard Lüdtko** und **Lutz Mackensen**. Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter 1928/29. Lieferung 1—10.

Mir liegen die ersten zehn Lieferungen eines Werkes vor, das sich die Aufgabe stellt, „Werdegang und Entwicklung des deutschen Lebens in sinnfälliger und greifbarer Weise vor Augen zu führen“, nämlich mit den Mitteln der kartographischen Darstellung, und zwar — wie die Blätter zeigen — von der Geographie der Eiszeit bis zu der Rundfunksender.

Die Benutzung der Karte zum Zweck der Darstellung und mehr noch zum Zweck der Forschung ist eins der entschiedensten Kennzeichen neuerer geisteswissenschaftlicher Arbeit. Die starken Erfolge der Sprachgeographie, die Eindringlichkeit ihrer in der Anschauung von Karten gewonnenen Erkenntnisse von der raumzeitlichen Dynamik sprachlichen Werdens stehen heute jedermann vor Augen. In einigem Abstand folgen die Karten der Literaturgeschichte, der Volkskunde, Trachtenforschung, Hausforschung, Siedlungskunde, Heiligengeographie, Kunstgeschichte u. a. Ueberall aber regen sich hoffnungsfreudige Anfänge, und jeder, der auf seinem kleinen Gebiet mit den Mitteln der Karte arbeitet, hat wohl davon geträumt, dass gerade dieses Mittel der Karte einmal eine Zusammenschau deutscher oder europäischer Kulturlandschaften und Kulturbewegungen in einem grossen kulturgeographischen Atlaswerk ermöglichen könnte, und mancher hat sich bei seiner kleinen Arbeit von diesem grossen und fernen Wunschbild anfeuern lassen.

So optimistisch freilich, so (auch nur in Gedanken und Plänen) schnell fertig ist wohl niemand von diesen Kartenzeichnern gewesen, dass er vermeint hätte, der Geburtstag eines Atlas der deutschen Kultur stünde nahe bevor oder sei gar bereits angebrochen. Mit Ueberraschung und Befremdung nimmt man daher die Blätter zur Hand, die — laut Titel — ein Stück von dem Werk zu sein vorgeben, dessen handwerkliche Vorbereitung, wie wir alle wissen, im günstigsten Falle den nächsten Generationen gelingen kann. Mit dem, woran geographische Forschung dieser Zeit arbeitet, kann dieser jetzt erscheinende Atlas nichts zu tun haben, und dieses Urteil müsste jeden deutschen Kulturatlas treffen, der heute hervorzutreten wagte.

Aber die Ziele des Werkes von Lüdtko und Mackensen sind vielleicht ganz andere, und man tut den Herausgebern unrecht, ihr Unternehmen an ganz ungeeigneten Maßstäben zu messen? Was wollen sie? Sie wenden sich „an den Gelehrten, die Schule, schliesslich an alle, die Sinn und Verständnis für die Geschichte des deutschen Lebens haben“.

Dem Gelehrten wollen sie weniger mit der einzelnen Karte etwas Neues sagen, als vielmehr mit dem, was zwischen den Karten liegt; die Vergleichung der Karten, das Ineinandesehen der Karten sei das Wertvolle; das ist einer der Gedanken aller geographisch gerichteten modernen Forschung. Sehr erschwert wird nur leider die Erreichung dieses Zieles durch die angewandte Kartentechnik, die das schöne Mittel der durchsichtigen Auflegeblätter nicht kennt und so — wohl der Ersparnis halber — ein praktisches Mittel von grösstem Erkenntniswert sich entgehen lässt. Aber sehen wir davon ab. Ein Vergleich zwischen Karten ist nur dann möglich, wenn sie nach gleichen Grundsätzen aufgebaut sind. Daher kann man sehr wohl die beiden Meistersingerkarten von Wolfgang Stammler 158 und 241 nebeneinanderhalten, aber wünscht man das dort Erkannte an der Karte der Vorgeschichte des deutschen Romans von Mackensen zu messen, 162, so wird das schwer halten, denn Stammers Karten trennen Vor- und Nachreformatorisches und setzen nur einfach Ortsnamen, Mackensens Karte aber bringt das 15. und 16. Jahrhundert nach Farben getrennt auf eine Karte und arbeitet ausserdem mit Strahlungslinien, die bei Stammler fehlen. Vollends unmöglich ist es, Mackensens Karte zu Johann Fischart, 243, mit einer der bisher genannten in Beziehung zu setzen, denn die hier gezeichneten Linien bezeichnen die persönlichen Wandlungen Fischarts und nicht, wie die Linien auf 162, Strahlungslinien allgemeiner Kultureinflüsse; auch ist der Maßstab notwendigerweise ein anderer. Kurz: die Karten stehen teils auf ganz verschiedenen Stufen der Verarbeitung, teils weisen sie in ganz verschiedene Richtungen der Methode. Es scheint also, dass der Gedanke des Vergleichs der Karten doch nicht so zentral ist, wie ihn das Vorwort hinstellt. Vollends von der feineren Vergleichsarbeit, wie sie die Sprachgeographie entwickelt, ist hier keine Spur. Viele Karten wollen durchaus nur für sich betrachtet werden.

Karte 451 will die heutigen Mundarten darstellen; eine für die althochdeutschen und eine für die mittelhochdeutschen Mundarten werden noch hinzukommen. Mögen sie nun ausfallen, wie sie immer wollen, ein fruchtbarer Vergleich mit der vorliegenden Karte 451 wird auf keinen Fall möglich sein; denn diese begnügt sich mit einer schematischen Konstellation von Rechtecken, in welche Namen wie Pfälzisch, Südfränkisch, Schwäbisch, Niederalemannisch eingetragen sind, und in der durch Farben der Unterschied von Oberdeutsch, Mitteldeutsch und Niederdeutsch angedeutet wird. Diese von Karl Kaiser gezeichnete und kommentierte „Karte“ ist von allen die unbrauchbarste, und grade sie hätte es am leichtesten gehabt, mehr zu geben; für welche andere gäbe es sicherere Vorarbeit? Aber der Name Marburg ist nie bis zum Ohr dieses Sprachgeographen gedrungen.

Ein Lichtblick ist die Karte 292 von Raimund F. Kaindl. Sie will die westeuropäisch-osteuropäische Grenzzone nach Konfession, Schrift, Kalender, Recht, Zunft- und Handelssprache darstellen. Sie hat zweifellos hohen Wert als Veranschaulichungsmittel, indem sie die Vergleiche schon vorgenommen hat, daher viel Bewegung erkennen lässt. Aber aus dem Rahmen des Atlas fällt sie ganz heraus — oder besser: — fiele sie heraus, wenn dieser Atlas überhaupt ein durchdachtes einheitliches Gebilde wäre.

Uebrigens stammt Kaindls Karte aus erster Hand; das sieht auch der sogleich, der Kaindls frühere Arbeiten nicht kennen sollte. Wie steht es aber mit den Quellen der